

Leseprobe aus: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), „Zwangsarbeit in Berlin. Erinnerungsberichte aus Polen, der Ukraine und Weißrußland“, Erfurt 2000

Leseprobe: "Für das ganze Leben ist das Straflager in Erinnerung geblieben"

Raissa Stepiko, Ukraine.

[...] Im Sommer 1997 habe ich von Ihnen einen Brief bekommen mit der Bitte, über mein Leben in Deutschland während des Krieges 1941-45 zu schreiben. Ich habe nicht gleich geantwortet, weil ich die unangenehme Vergangenheit nicht ins Gedächtnis zurückrufen wollte, die ich durchleben mußte. [...] Vieles ist schon in Vergessenheit geraten, und ich habe eigentlich nicht versucht, die Namen der Orte, die Namen und Vornamen der Menschen zu behalten, die ich in jenen Jahren kennenlernen mußte. Alles war gleichgültig, es war ein Abgrund, in den die Menschen hineingerissen wurden [...].

Sie schrieben, daß "viele von denen, die sich in den Jahren des Krieges zur Zwangsarbeit in Deutschland befunden haben, bis heute auf eine Kompensation für ihre Arbeit und den moralischen Schaden warten". Ich habe 600 Mark bekommen. Aber ist es möglich, die verlorenen Jahre der Jugend, des Lebens, die Bitterkeit der Beleidigungen und Erniedrigungen zu kompensieren, das zerstörte und vernichtete Leben noch ganz junger Menschen?

[...] Ich wurde in dem Rayonstädtchen Belgorod geboren, das vor dem Krieg mehr als 50 000 Einwohner gehabt hat. [...] Mit dem Krieg kam ich in Belgorod in Berührung, wo ich 1941 die allgemeinbildende Mittelschule beendet hatte (zehnte Klasse). Nach den Prüfungen in der Schule haben wir noch den Abschlußball gefeiert, und einen Tag später habe ich die Dokumente für die Immatrikulation an der Charkower Textil-Hochschule abgegeben. Aber Ende Juli mußte ich sie zurückholen, die Hochschule bereitete sich auf die Evakuierung vor. Im Leben gab es ein Ziel, es gab Hoffnung: Vor dem Krieg konnte ich mir nichts anderes vorstellen, als eine Hochschulausbildung zu erhalten, aber alle Pläne sind an einem Tag zunichte geworden.

[...] Einen Tag nach dem Einmarsch der deutschen Armee begann in der Stadt die Ausplünderung der Bevölkerung. Die Soldaten gingen durch die Wohnungen und nahmen weg, was ihnen paßte: Lebensmittel, Bekleidung, Schuhe, andere Sachen, die sie mit Päckchen nach Deutschland schickten. Bei Widerstand – die Kugel. In den Silos hatte man riesige Haufen von Weizen, Graupen, Zucker und andere vom Brand verschonte Lebensmittel gerettet. Man hat sie in Güterwaggons geladen und mit Zügen nach Deutschland geschickt. Es gab keine Läden, die Menschen haben nichts bekommen, nichts hat funktioniert. Die Stadt verstummte, man hatte Angst, auf die Straßen zu gehen. Auf allen Straßen und Kreuzungen, auf Brücken und bei anderen Objekten standen deutsche Posten.

Danach begann sich das Leben zu "normalisieren". Es entstand eine Kommandantur, Straßenälteste tauchten auf, in der Stadt hat man Befehle und Schilder aufgehängt: "Für Plünderung – den Tod!" Es war gestattet, bis zu einer bestimmten Tageszeit bestimmte Straßen zu benutzen. Wenn jemand die Patrouillen umgehen wollte, hat man ohne Warnung geschossen. Auf dem Marktplatz hat man einen riesigen viereckigen Galgen aus geteerten Telegrafmasten errichtet. Offensichtlich hat man für 100 Jahre gebaut. Man begann, die Juden festzunehmen, unsere Parteiarbeiter aufzuhängen oder zu erschießen. Uns hat man gezwungen, dort hinzugehen und auf die Gehängten zu schauen. Zweimal war auch ich beim Galgen. Einmal hingen an ihm vier Menschen – drei Männer und eine Frau, beim zweiten Mal zwei Männer. Zum Galgen kamen auch die deutschen Offiziere, sie haben die Gehängten fotografiert. Wozu? War es angenehm, sich an dieses entsetzliche Geschehen zu erinnern oder sich zu Hause mit "heldenhaften" Taten der Armee vor der eigenen Freundin und den Eltern zu brüsten?

[...]

Im Sommer 1942 hat man in der ganzen Stadt Aufrufe geklebt, die die Jugend zur Arbeit nach Deutschland einluden. Das Leben war schwer, und zwei Gruppen junger Menschen verließen Belgorod freiwillig. Das war aber, wie es schien, noch nicht genug. Vom besetzten Territorium hat man alle Ressourcen weggebracht, und im Oktober brachte mir der Älteste unserer Straße eine Vorladung, daß ich um acht Uhr morgens bei der Kommandantur zur Verschiebung nach Deutschland erscheinen müsse.

Nach langem Hin und Her im Hof der Kommandantur, Registrierung und Überprüfung der Listen der Abfahrenden haben die Soldaten in der zweiten Tageshälfte eine große Gruppe von Jugendlichen zum Bahnhof geführt, wo die Güterwaggons standen. Man hat uns befohlen, in sie einzusteigen. Keine Bänke! Wir haben uns auf dem Fußboden niedergelassen und haben zugesehen, wie sich neben den Waggons die uns begleitenden Mütter zusammenrotteten. In einer gewissen Entfernung hinter ihrem Rücken standen, in einer Kette entlang des ganzen Zuges verteilt, Soldaten mit Maschinenpistolen und beobachteten das Geschehen.

[...] Am Abend brachte uns der Zug nach Kursk, um weitere Menschen einzuladen. Und danach ging es ins Ungewisse. Am Rande von Bialystok blieb der Zug drei Tage lang stehen, weil man uns ins Bad führte, die Kleidung desinfizierte, und von dort aus setzten wir uns nach Berlin in Bewegung. [...] Nach der Zugfahrt wurden wir in der zweiten Tageshälfte zum Verteilungslager gebracht, wo wir den ganzen nächsten Tag verlebten. Das Lager befand sich zwischen Bäumen in irgendeinem Wäldchen am Rande Berlins [...].

Vom Verteilungslager aus landete ich in einem kleinen Arbeitslager, in dem es sechs Baracken gab: Vier hat man belegt, eine blieb immer leer, und in der sechsten befanden sich die Küche und die Räume für die diensthabenden Polizisten. Es lag etwa 150 bis 200 Meter

von der Haltestelle der S-Bahn-Station Schöneweide entfernt und hatte keinen Namen. [...] Gegenüber dem Lager waren ein Garten und eine Straßenbahnlinie, und rechts von den Baracken konnte man in etwa 150 Metern hinter den Bäumen die Wohnblocks der Deutschen sehen.

Das Lager war mit einem Metallgitter eingezäunt. Die Wände der Baracken waren aus einem Material, das gepreßtem Karton ähnelte. In ihnen haben wir Russen und Ukrainer gelebt. In jedem Zimmer der Baracke standen je acht zweistöckige, ungestrichene Holz-„Betten“ oder -Pritschen. [...] Im Zimmer hingen je zwei Regale, in die wir unsere Schüssel und den Becher stellten; es gab auch einen kleinen Ofen. Das waren alle Möbel! Auf diese Weise wohnten in jeder Stube 16 Menschen. Die Hälfte von ihnen hat in der ersten Schicht gearbeitet, die andere Hälfte in der zweiten. Das Bett bestand aus einer Papiermatratze und einem Kissen, die mit Hobelspänen gefüllt waren, einem dünnen, halbwoollenen, dunkelgrauen Bettbezug und keinerlei Laken!

Unser Tag begann damit, daß im Korridor der Baracke ein Polizist erschien und laut schrie: „Aufstehen! Kaffee holen!“ Aus jedem Zimmer ging jemand mit einer Kanne in die Küche, um Brot und Kaffee zu holen. Der Kaffee war eine Flüssigkeit von dunkler Färbung, die nach Geschmack und Geruch nichts mit diesem edlen Getränk gemein hatte. Jedem gab man ein Stückchen, etwa 100 Gramm, dunkles, qualitativ schlechtes Brot - wir sagten „mit Sägemehl“ - und einen Becher Kaffee. Zum zweiten Mal hat man uns am Abend nach der Arbeit zu essen gegeben. Wir bekamen eine Schüssel Suppe – wir nannten sie „Balanda“ – aus Steckrüben, Mohrrüben oder Spinat. Bevor wir nach Deutschland kamen, kannten wir Steckrüben und Spinat nicht. [...] Manchmal gab man statt Suppe je fünf bis sechs Pellkartoffeln.

Nach dem Frühstück gingen wir zum Lagertor, wo zu beiden Seiten eine Pforte geöffnet war. Dort standen die Polizisten. Um 7.30 Uhr hat man uns beim Durchlaß durch die Pforten einzeln gezählt und auf die Straße gelassen, zur Haltestelle der Straßenbahn, die speziell für uns eingerichtet war (ohne Bänke). Mit der fuhr man uns zur Arbeit und wieder zurück. In jedem Wagen fuhren mit uns je zwei Polizisten, von denen jeweils einer an jeder Tür stand. Am Werkeingang hat man uns wieder durchgezählt, auf die gleiche Weise wie auch im Lager. Die Abteilung haben wir um 7.55 Uhr betreten, wobei auf einer Karte mit einer speziellen Uhr die Zeit unserer Ankunft vermerkt wurde. Wir gingen zu unseren Maschinen. In welchem Bezirk von Berlin sich dieses Werk befand, weiß ich nicht, weil ich den Meister nicht danach fragen konnte. Man hat uns verboten, mit den Deutschen zu sprechen, und sie schauten auch auf uns wie auf Aussätzige. Ein harter Krieg war im Gange, überall herrschte Argwohn. Uns hat man angeschaut, als ob wir an allem Unglück schuld seien. [...] Ich weiß nur das eine, daß hinter dem Tor auf dem Gebäude mit großen Buchstaben Büssing-NAG [in Oberschöneweide, Ostendstraße] geschrieben stand.

[...]